

Jodi Picoult

Das Herz ihrer Tochter

Roman

Aus dem Amerikanischen

von Ulrike Wasel und Klaus Timmermann



Piper
München Zürich

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.piper.de

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
»Change of Heart« bei Atria Books, New York.

Von Jodi Picoult liegen bei Piper außerdem vor:
Auf den zweiten Blick
In einer regnerischen Nacht
Bis ans Ende aller Tage
Die Wahrheit der letzten Stunde
Die einzige Wahrheit
Die Hexenjagd von Salem Falls
Die Macht des Zweifels
Beim Leben meiner Schwester
Die Wahrheit meines Vaters
Neunzehn Minuten



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich bewirtschafteten
Wäldern und anderen kontrollierten Herkünften
www.fsc.org Zert.-Nr. GFA-COC-001223
© 1996 Forest Stewardship Council

ISBN 978-3-492-05300-6

© Copyright 2008 by Jodi Picoult

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe

© 2009 Piper Verlag GmbH, München

All rights reserved including the right of reproduction in whole
or in part in any form. This edition published by arrangement
with the original publisher, Atria Books, an imprint of
Simon & Schuster, Inc., New York.

Satz: Filmsatz Schröter, München

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

Prolog: 1996

JUNE

Am Anfang glaubte ich noch, jeder von uns bekomme eine zweite Chance. Wie sonst hätte ich mir vor Jahren, gleich nach dem Unfall – als der Rauch sich verzog und der Wagen, der sich mehrmals überschlagen hatte, in einem Graben auf dem Dach liegen geblieben war –, erklären sollen, dass ich noch lebte, dass ich Elizabeth, meine Kleine, weinen hören konnte? Der Polizeibeamte, der mich aus dem Wrack gezogen hatte, fuhr im Rettungswagen mit mir zum Krankenhaus, um mein gebrochenes Bein versorgen zu lassen, während Elizabeth – wie durch ein Wunder unverletzt – die ganze Zeit bei ihm auf dem Schoß saß. Er hielt meine Hand, als ich den Leichnam meines Mannes Jack identifizieren musste. Er kam zur Beerdigung. Er überbrachte mir die Nachricht, dass der betrunkene Fahrer, der uns von der Straße gedrängt hatte, festgenommen worden war.

Der Name des Polizisten war Kurt Nealon. Noch lange Zeit nach dem Prozess, der mit einem Schuldspruch endete, kam er gelegentlich vorbei, um bei Elizabeth und mir nach dem Rechten zu sehen. Er schenkte ihr Spielsachen zum Geburtstag und zu Weihnachten. Er reparierte den Abfluss oben im Bad. Er kam nach Feierabend, um die Prärie zu mähen, die mal unser Rasen gewesen war.

Ich hatte Jack geheiratet, weil er die große Liebe meines Lebens war, ich hatte für immer mit ihm zusammenbleiben wollen. Aber das war, bevor die Definition von *für immer* von einem Mann mit 2,2 Promille im Blut verändert wurde. Zu meiner Verwunderung schien Kurt zu verstehen, dass man vielleicht nie wieder so stark

lieben kann wie beim ersten Mal. Und noch größer war meine Verwunderung, als sich herausstellte, dass es vielleicht doch möglich ist.

Fünf Jahre später, als Kurt und ich erfuhren, dass wir ein Baby bekommen würden, bedauerte ich das fast – so wie wenn man an einem wunderbaren Sommertag zu einem makellos blauen Himmel hinaufschaut und sich eingesteht, dass von nun an kein Augenblick mehr daran heranreichen wird. Elizabeth war zwei, als Jack starb, als Vater hatte sie immer nur Kurt wahrgenommen. Sie hatten eine so innige Nähe zueinander, dass ich manchmal schon fast meinte, ich sollte mich besser zurückziehen, weil ich störte. Wenn Elizabeth die Prinzessin war, dann war Kurt ihr strahlender Ritter.

Die bevorstehende Ankunft der kleinen Schwester (ist es nicht seltsam, dass keiner von uns auch nur eine Sekunde daran zweifelte, dass das neue Baby auch ein Mädchen war?) versetzte Kurt und Elizabeth in fieberhafte Aktivität. Elizabeth malte genau auf, wie das Zimmer des Babys aussehen sollte. Kurt beauftragte einen Handwerker mit dem erforderlichen Anbau. Doch dann hatte die Mutter des Mannes einen Schlaganfall, und er ließ alles stehen und liegen, um zu ihr nach Florida zu ziehen. Ein Ersatz, der den Auftrag bis zur Geburt des Kindes erledigte, war kurzfristig nicht aufzutreiben. Somit lebten wir praktisch auf einer Baustelle, mit einem Loch in der Wand und einem undichten Dach und Feuchtigkeit im Gebälk. Ich war im siebten Monat.

Als ich zu dieser Zeit an einem Morgen nach unten kam, sah ich, wie Elizabeth in einem Berg Laub spielte, das an der Plastikplane vorbei ins Wohnzimmer geweht war. Ich hatte mich noch nicht entschieden, ob ich losheulen oder den Teppich harken sollte, als es an der Haustür klingelte.

Er hatte eine Segeltuchrolle unter dem Arm, die sein Werkzeug enthielt und die er mit einer Selbstverständlichkeit bei sich trug wie andere ihre Briefftasche. Das Haar fiel ihm bis auf die Schultern und war verfilzt. Seine Kleidung war verdreckt, und er roch nach Schnee – obwohl es gar nicht die Jahreszeit war. Shay Bourne tauchte unerwartet auf, wie ein Werbezettel für eine

Sommerkirmes, der mit dem Winterwind herangeweht kommt, sodass du dich fragst, wo er bloß die ganze Zeit gesteckt hat.

Er tat sich schwer damit, sein Anliegen vorzubringen. »Ich möchte...«, setzte er an, hielt dann inne und begann von vorn: »Haben Sie, kann ich, weil ...« Ein dünner Schweißfilm trat ihm auf die Stirn. »Kann ich irgendwas für Sie tun?«, fragte er schließlich schüchtern, als Elizabeth zur Haustür gerannt kam.

Oh ja, Sie können wieder gehen, dachte ich. Ich wollte schon die Tür schließen, instinktiv meine Tochter schützen. »Nein, vielen Dank ...«

Elizabeth schob ihre Hand in meine und blinzelte zu ihm hoch. »Bei uns im Haus sind viele Sachen kaputt«, sagte sie.

Dann ging er in die Hocke, und meiner Tochter gegenüber schien mit einem Mal alle Unsicherheit von ihm abzufallen. Die Worte kamen ihm jetzt klar und ganz entschlossen über die Lippen: »Ich kann euch helfen«, erwiderte er.

Kurt sagte immer, dass keiner der ist, für den man ihn hält, dass man die Vergangenheit eines Menschen vollkommen durchleuchten muss, ehe man irgendwelche Versprechungen macht. Ich hielt ihm dann entgegen, dass er zu misstrauisch sei, zu sehr Polizist. Schließlich hatte ich ja Kurt einfach nur deshalb in mein Leben gelassen, weil er freundliche Augen und ein gutes Herz hatte, und an dem, was dabei herausgekommen war, konnte nicht mal er etwas auszusetzen haben.

»Wie heißen Sie?«, fragte ich.

»Shay. Shay Bourne.«

»Sie sind engagiert, Mr. Bourne«, sagte ich, der Anfang vom Ende.

Sieben Monate später

MICHAEL

Shay Bourne war ganz anders, als ich erwartet hatte.

Ich hatte mich auf einen Schrank von Mann gefasst gemacht, einen mit Hammerfäusten und Stiernacken und verkniffenen Augen, so schmal wie Schlitze. Immerhin ging es hier um das Verbrechen des Jahrhunderts in unserer Gegend – ein Doppelmord, der ganz New Hampshire aufgewühlt hatte. Ein Verbrechen, das umso schlimmer wirkte, weil die Opfer ein kleines Mädchen und ein Polizeibeamter, noch dazu ihr Stiefvater, gewesen waren. Es war die Art von Verbrechen, bei der man sich fragt, ob man in seinen eigenen vier Wänden noch sicher ist, ob sich die Menschen, denen man vertraut, nicht jeden Augenblick gegen einen wenden können – und vielleicht war das der Grund, weshalb die Staatsanwaltschaft von New Hampshire zum ersten Mal seit achtundfünfzig Jahren die Todesstrafe forderte.

Der Medienrummel hatte zu Recht Zweifel daran aufkommen lassen, ob es überhaupt noch möglich war, zwölf Geschworene zu finden, die sich noch keine Meinung über die Tat gebildet hatten, dennoch gelang es, uns ausfindig zu machen. Mich stöberten sie in der Unibibliothek auf, wo ich meine Abschlussarbeit in Mathematik vorbereitete. Ich hatte seit einem Monat keine anständige Mahlzeit mehr zu mir genommen, geschweige denn eine Zeitung gelesen, und das machte mich zum perfekten Kandidaten für die Jury im Mordprozess gegen Shay Bourne.

Als wir das erste Mal im Gänsemarsch aus unserem kleinen Beratungsraum im Kammergericht kamen – wo ich mich schon bald wie zu Hause fühlen würde –, dachte ich, der Gerichtsdie-

ner hätte uns vielleicht in den falschen Saal geführt. Der Angeklagte war klein und schwächig – jemand, der bestimmt als Kind zahllose Hänseleien hatte einstecken müssen. Er trug eine Tweedjacke, in der er fast ertrank, und sein Krawattenknoten stand beinahe senkrecht vom Hals ab, als würde er von einer unsichtbaren Kraft abgestoßen. Die Hände, in Handschellen, ruhten schlaff in seinem Schoß, und sein Haar war bis auf die Kopfhaut geschoren. Er hielt den Blick gesenkt, selbst als der Richter seinen Namen nannte, der wie Dampf aus einem Heizungsventil durch den Saal zischte.

Der Richter und die Anwälte klärten gerade irgendwelche Formalitäten ab, als die Fliege hereinkam. Sie fiel mir aus zweierlei Gründen auf: Im März sieht man nicht viele Fliegen in New Hampshire, und ich fragte mich, wie man es anstellen sollte, eine Fliege zu verscheuchen, wenn man Handschellen trug, die an einer Kette um die Taille festgemacht waren. Shay Bourne starrte auf das Insekt, als es auf dem Schreibblock vor ihm landete, und dann hob er mit metallischem Klirren die gefesselten Hände und ließ sie auf den Tisch krachen, um die Fliege zu töten.

Das dachte ich zumindest, bis er die Handflächen nach oben drehte, die Finger behutsam öffnete und das Insekt davonschwirrte, um jemand anderen zu ärgern.

In diesem Moment sah er mich an, und mir wurden zwei Dinge klar: Erstens, er hatte panische Angst. Zweitens, er war ungefähr so alt wie ich.

Dieser Doppelmörder, dieses *Monster*, sah aus wie der Kapitän der Wasserballmannschaft, der letztes Semester neben mir im Statistikseminar gegessen hatte. Er hatte Ähnlichkeit mit dem Pizzaboten von dem Italiener, wo die Pizzen so waren, wie ich sie am liebsten mochte: dünn und knusprig. Er erinnerte mich sogar an den Jungen, den ich auf dem Weg zum Gericht durch den Schnee hatte stapfen sehen, für den ich das Fenster runtergebelt hatte, um ihn zu fragen, ob ich ihn ein Stück mitnehmen könne. Anders ausgedrückt, er sah nicht so aus, wie ein Mörder meiner Vorstellung nach aussehen würde, sollte mir je einer über den Weg laufen. Er hätte irgendein x-beliebiger junger

Mann Anfang zwanzig sein können. Ich hätte er selbst sein können.

Bis auf einen entscheidenden Unterschied: Er saß in Hand- und Fußschellen ein paar Meter von mir entfernt, und es war meine Aufgabe zu entscheiden, ob er es verdiente weiterzuleben oder nicht.

Einen Monat später wusste ich, dass der Dienst als Geschworener himmelweit von dem entfernt ist, was man aus Film und Fernsehen kennt. Ständig ging es zwischen Gerichtssaal und Geschworenenzimmer hin und her; das angelieferte Essen war mies; manche Anwälte hörten sich furchtbar gern reden, und glauben Sie mir, nicht jede Staatsanwältin ist so sexy wie die in *Law & Order*. Noch nach vier Wochen hatte ich beim Betreten dieses Gerichtssaales das Gefühl, ohne Reiseführer in einem fremden Land anzukommen ... aber hier konnte ich meine Unwissenheit nicht damit entschuldigen, Tourist zu sein. Man erwartete von mir, dass ich die fremde Sprache fließend sprach.

Der erste Teil des Prozesses war abgeschlossen: Wir hatten Bourne für schuldig befunden. Die Staatsanwaltschaft hatte reichlich Beweise dafür vorgelegt, dass Kurt Nealon in Ausübung seines Dienstes als Polizeibeamter bei dem Versuch erschossen worden war, Shay Bourne festzunehmen, nachdem er ihn mit seiner Stieftochter überrascht hatte, deren Unterwäsche in Bournes Tasche gefunden worden war. Als June Nealon, die bei einer Ultraschalluntersuchung gewesen war, nach Hause kam, erwartete sie ein Aufgebot an Rettungs- und Polizeifahrzeugen: Ihre Tochter war tot, ihr Mann tödlich verletzt. Gegen die überwältigende Beweislast der Staatsanwaltschaft hatte die Verteidigung keine Chance. Erschwerend kam hinzu, dass Bourne selbst nicht in den Zeugenstand gerufen worden war, vielleicht aufgrund seiner mangelhaften Ausdrucksfähigkeit ... oder weil er nicht nur schuldig wie die Sünde war, sondern auch weil sein eigener Verteidiger ihn für ein unkalkulierbares Risiko hielt.

Jetzt waren wir kurz davor, den zweiten Teil des Prozesses ab-

zuschließen – die Festlegung des Strafmaßes –, genauer gesagt, den Teil, der diesen Prozess von jedem anderen Mordprozess im vergangenen halben Jahrhundert in New Hampshire unterschied. Hatte Bourne, von dem wir nun wussten, dass er der Täter war, die Todesstrafe verdient?

Dieser zweite Teil war sozusagen eine aufs Wesentliche reduzierte Version des ersten Teils. Die Staatsanwaltschaft fasste die Beweismittel noch einmal zusammen, dann erhielt die Verteidigung Gelegenheit, Mitgefühl für einen Mörder zu wecken. Wir erfuhren, dass Bourne von einer Pflegefamilie zur nächsten gereicht worden war. Dass er mit sechzehn im Haus seiner Pflegeeltern einen Brand gelegt und dafür zwei Jahre im Jugendgefängnis gesessen hatte. Er litt an einer unbehandelten bipolaren Störung, einer zentral-auditiven Verarbeitungsstörung, einer Überempfindlichkeit gegenüber Sinnesreizen, und er hatte Probleme mit dem Lesen und Schreiben.

Das alles erfuhren wir allerdings aus dem Mund von Zeugen. Wieder einmal war es nicht Shay Bourne persönlich, der uns um Gnade bat.

Jetzt war es Zeit für die Schlussplädoyers, und ich sah, wie der Staatsanwalt seine gestreifte Krawatte glatt strich und vortrat. Ein großer Unterschied zwischen einem herkömmlichen Prozess und der Strafzumessungsphase in einem Prozess, in dem die Todesstrafe beantragt wurde, besteht darin, wer das letzte Wort bekommt. Ich selbst hatte keine Ahnung von so was, aber Maureen – eine reizende ältere Geschworene, die ich liebend gern als Großmutter gehabt hätte – verpasste nicht eine einzige Folge von *Law & Order* und hatte quasi ein Jurastudium im Fernsehsessel absolviert. In den meisten Prozessen kam die Staatsanwaltschaft mit ihrem Schlussplädoyer als Letzte zu Wort ... sodass einem ihre Worte noch in den Ohren klangen, wenn man sich mit den übrigen Geschworenen zur Beratung zurückzog. Aber in einem Prozess, in dem es um die Todesstrafe ging, sprach die Staatsanwaltschaft zuerst, und dann hatte die Verteidigung eine letzte Chance, die Meinung der Geschworenen zu ändern.

Schließlich ging es hier um Leben oder Tod.

Der Staatsanwalt blieb vor der Geschworenenbank stehen. »Es ist achtundfünfzig Jahre her, seit in New Hampshire zuletzt ein Vertreter meines Amtes eine Jury bitten musste, eine so schwere und ernste Entscheidung zu fällen wie die, die jetzt von Ihnen verlangt wird. Eine solche Entscheidung trifft niemand leicht, aber es ist eine Entscheidung, die der Faktenlage in diesem Fall angemessen ist, und es ist eine Entscheidung, die gefällt werden muss, um dem Andenken an Kurt Nealon und Elizabeth Nealon gerecht zu werden, deren Leben auf so brutale und abscheuliche Weise ein Ende gesetzt wurde.«

Er nahm ein großformatiges Foto von Elizabeth Nealon und hielt es direkt vor meiner Nase hoch. Elizabeth war eines von diesen kleinen Mädchen gewesen, die mit ihren Fohlenbeinchen und Mondscheinhaaren aussehen, als wären sie federleicht, die Sorte, bei der man denkt, sie würden vom Klettergerüst schweben, wenn das Gewicht ihrer Turnschuhe sie nicht dort halten würde. Aber dieses Foto war aufgenommen worden, nachdem sie erschossen worden war. Blut war ihr ins Gesicht gespritzt und hatte ihre Haare verklebt; die Augen waren noch weit geöffnet. Ihr Kleid war im Fallen hochgerutscht und ließ erkennen, dass sie von der Hüfte abwärts nackt war. »Elizabeth Nealon wird niemals Algebra lernen oder Reiten oder Handstandüberschlag. Sie wird niemals zur Tanzschule gehen oder zum Highschool-Abschlussball. Sie wird niemals ihr erstes Paar hochhackige Schuhe anprobieren oder ihren ersten Kuss bekommen. Sie wird ihrer Mutter niemals ihren ersten Freund vorstellen. Sie wird niemals von ihrem Stiefvater zum Traualtar geführt werden. Sie wird niemals ihre Schwester Claire kennenlernen. Sie wird all diese Augenblicke und noch unzählige mehr verpassen – nicht wegen eines Autounfalls oder einer Leukämieerkrankung, sondern weil Shay Bourne entschied, dass sie nichts von all dem verdient hat.«

Dann zog er hinter dem Foto von Elizabeth ein weiteres hervor und hielt es hoch. Die Kugel hatte Kurt Nealon in den Bauch getroffen. Sein blaues Uniformhemd war lila von seinem und Elizabeth' Blut. Im Laufe des Prozesses hatten wir gehört, dass

er, als die Rettungssanitäter bei ihm waren, Elizabeth nicht loslassen wollte, obwohl er selbst immer mehr Blut verlor. »Shay Bourne hörte nicht auf, nachdem er Elizabeth getötet hatte. Er tötete auch Kurt Nealon. Und damit nahm er nicht nur Claire den Vater und June den Ehemann – er nahm auch der Polizei von Lynley den Kollegen Officer Kurt Nealon. Er nahm dem Juniorenbaseballteam von Grafton County den Trainer. Er riss den Gründer des Fahrradsicherheitstages an der Grundschule von Lynley mitten aus dem Leben. Shay Bourne tötete einen Polizeibeamten, der nicht nur versucht hatte, seine Tochter zu beschützen, sondern eine Bürgerin und eine Gemeinde zu beschützen. Eine Gemeinde, der jeder Einzelne von Ihnen angehört.«

Der Staatsanwalt legte die Fotos mit der Vorderseite nach unten auf den Tisch. »Es gibt einen Grund, warum die Todesstrafe in New Hampshire seit achtundfünfzig Jahren nicht mehr verhängt wurde, Ladys und Gentlemen. Weil nämlich trotz der vielen Fälle, die in all dieser Zeit an unseren Gerichten verhandelt wurden, kein einziger Angeklagter diese Strafe verdient hatte. Andererseits jedoch haben sich die rechtschaffenen Menschen unseres Bundesstaates die Möglichkeit bewahrt, die Todesstrafe zu verhängen ... statt sie aus dem Gesetz zu streichen, wie es so viele andere Staaten unseres Landes getan haben. Und der Grund dafür sitzt heute in diesem Gerichtssaal.«

Meine Augen folgten dem Blick des Staatsanwalts und verharrten auf Shay Bourne. »Wenn überhaupt je ein Fall in der Geschichte unseres Staates förmlich danach geschrien hat, dass die höchste Strafe verhängt wird«, sagte der Anwalt, »dann dieser.«

Die Uni ist eine in sich geschlossene Welt. Man besucht sie vier Jahre lang, und nicht wenige vergessen während dieser Zeit, dass auch außerhalb von Seminararbeiten und Zwischenprüfungen und Semesterpartys eine Welt existiert. Sie lesen keine Zeitung, sondern Lehrbücher. Sie schauen sich keine Nachrichten an, sondern Late-Night-Shows. Aber dennoch schafft es die Welt da draußen, bruchstückweise durchzudringen: eine Mutter, die ihre

Kinder in ein Auto sperrte und es in einen See rollen ließ, um sie zu ertränken; ein Mann, der seine Frau vor den Augen der Kinder im Streit erschoss; ein Serienvergewaltiger, der eine Jugendliche einen Monat gefesselt in einem Keller gefangen hielt und ihr dann die Kehle durchschnitt. Die Morde an Kurt und Elizabeth Nealon waren furchtbar, klar – aber waren die anderen weniger furchtbar?

Shay Bournes Verteidiger stand auf. »Sie haben meinen Mandanten des zweifachen Mordes für schuldig befunden, und er bestreitet die Tat nicht. Wir nehmen Ihren Schuldspruch an, wir respektieren Ihr Urteil. Jetzt jedoch bittet die Staatsanwaltschaft Sie, diesen Fall – bei dem es um den Tod von zwei Menschen geht – damit abzuschließen, dass Sie einem dritten Menschen das Leben nehmen.«

Ich spürte, wie mir ein Schweißtropfen zwischen den Schulterblättern hinunterlief.

»Durch den Tod von Shay Bourne wird sich niemand sicherer fühlen. Selbst wenn Sie sich gegen seine Exekution entscheiden, kommt er nicht auf freien Fuß. Er wird zu zweimal lebenslänglich ohne Aussicht auf Bewährung verurteilt werden.« Er legte seine Hand auf Bournes Schulter. »Sie haben erfahren, welche Kindheit Shay Bourne hatte. Wo hätte er das lernen sollen, was Sie alle in Ihren Familien lernen konnten? Wo hätte er lernen sollen, Richtig und Falsch zu unterscheiden, Gut und Böse? Ja, wo hätte überhaupt etwas lernen sollen? Wer hätte ihm Gutenachtgeschichten vorlesen sollen, wie Elizabeth Nealon sie von ihren Eltern vorgelesen bekam?«

Der Anwalt trat auf uns zu. »Sie haben gehört, dass Shay Bourne eine bipolare Störung hat, die nicht behandelt wurde. Sie haben gehört, dass er eine Lernschwäche hat, Aufgaben, die uns leichtfallen, sind für ihn unglaublich frustrierend. Sie haben gehört, wie schwer es ihm fällt, sich zu überwinden, seine Gedanken zu äußern. Das alles hat mit dazu beigetragen, dass Shay furchtbare Dinge getan und schlechte Entscheidungen getroffen hat – wie Sie selbst zweifelsfrei bestätigt haben.« Er blickte uns nacheinander an. »Shay Bourne hat wahrhaftig schlechte

Entscheidungen getroffen«, sagte der Anwalt. »Aber machen Sie es nicht noch schlimmer, indem auch Sie eine solche Entscheidung treffen.«

JUNE

Es lag in den Händen der Geschworenen. Wieder einmal.

Es ist seltsam, die Gerechtigkeit zwölf fremden Menschen in die Hände zu legen. Während der Strafzumessungsphase des Prozesses hatte ich fast die ganze Zeit in ihre Gesichter geblickt. Es waren einige Mütter dabei. Hin und wieder fing ich ihre Blicke auf und lächelte sie an, wenn ich konnte. Ein paar von den Männern sahen aus, als wären sie beim Militär gewesen. Und der Jüngste von ihnen sah aus, als wäre er kaum alt genug, um sich schon zu rasieren, geschweige denn die richtige Entscheidung zu treffen.

Ich wollte mich mit jedem Einzelnen von ihnen zusammensetzen. Ich wollte ihnen den Brief zeigen, den Kurt mir nach unserer ersten richtigen Verabredung geschrieben hatte. Ich wollte sie die weiche Baumwollmütze anfassen lassen, die Elizabeth auf dem Weg von der Entbindungsstation nach Hause aufgehakt hatte. Ich wollte ihnen die Nachricht vorspielen, die sie beide mir auf den Anrufbeantworter gesprochen hatten und die ich einfach nicht löschen konnte, obwohl es mir jedes Mal das Herz zerriß, wenn ich sie hörte. Ich wollte sie mitnehmen und ihnen Elizabeth' Zimmer zeigen, mit dem Schneewittchen-Nachtlicht und ihrer Verkleidungskiste. Ich wollte sie das Gesicht in Kurts Kopfkissen drücken lassen, um seinen Duft einzusatmen. Ich wollte, dass sie mein Leben lebten, weil sie nur so richtig nachvollziehen könnten, was ich verloren hatte.

Am Abend nach den Schlussplädoyers stillte ich Claire mitten in der Nacht und schlief dann mit ihr in den Armen ein. Aber ich

träumte, dass sie oben war, weit weg, und dass sie weinte. Ich ging die Treppe hoch zum Kinderzimmer, wo es noch immer nach neuem Holz und frischer Farbe roch, und öffnete die Tür. »Ich komme«, sagte ich, doch als ich die Schwelle schon überschritten hatte, merkte ich, dass das Zimmer nie gebaut worden war, dass ich gar kein Baby hatte, dass ich ins Bodenlose fiel.

MICHAEL

Zum Geschworenendienst werden nur bestimmte Leute ausgewählt. Mütter mit kleinen Kindern, Steuerberater mit dringenden Terminen, Ärzte, die zu Kongressen müssen – sie alle werden entschuldigt. Übrig bleiben Rentner, Hausfrauen, Menschen mit körperlicher Beeinträchtigung und Studenten wie ich, weil keiner von uns zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort sein muss.

Ted, unser Sprecher, war ein älterer Mann, der mich an meinen Großvater erinnerte. Nicht vom Aussehen oder seiner Sprechweise her, sondern weil er die Gabe hatte, das Beste aus uns herauszuholen. Mein Großvater war auch so gewesen – bei ihm wuchs ich über mich selbst hinaus, nicht weil er es verlangte, sondern weil es einfach das Größte war, sein Grinsen zu sehen, wenn ich ihn beeindruckt hatte.

Mein Großvater war der Grund, warum ich für diesen Prozess als Geschworener ausgewählt worden war. Ich hatte zwar keine persönliche Erfahrung mit Mord, aber ich wusste, wie es war, einen geliebten Menschen zu verlieren. So etwas verwindet man nie, aber man steht es durch – und allein aus diesem einfachen Grund konnte ich June Nealon besser verstehen, als sie ahnte. Im vergangenen Winter, vier Jahre nach dem Tod meines Großvaters, war in mein Zimmer im Studentenwohnheim eingebrochen worden; gestohlen wurden mein Computer, mein Fahrrad

und das einzige Foto, das ich hatte, auf dem mein Großvater und ich zusammen zu sehen waren. Den Rahmen aus echtem Sterlingsilber hatte der Dieb zwar zurückgelassen, aber der Verlust des Fotos schmerzte mich tief.

Ted wartete, bis Maureen ihren Lippenstift nachgezogen hatte, bis Jack von der Toilette zurück war, bis wir alle wieder so weit waren, uns als Gruppe der Aufgabe zu stellen. »So«, sagte er und legte die Hände flach auf den Konferenztisch. »Dann wollen wir mal.«

Aber wie sich herausstellte, war es um einiges leichter zu sagen, dass jemand für das, was er getan hatte, den Tod verdiente, als tatsächlich die Verantwortung für eine Hinrichtung zu übernehmen.

»Ich sag es einfach mal frei heraus«, seufzte Vy. »Ich hab wirklich keine Ahnung, was der Richter von uns will.«

Vor Beginn der Zeugenaussagen hatte der Richter uns fast eine Stunde lang belehrt. Ich hatte gedacht, wir würden das Ganze auch noch schriftlich auf einem Informationsblatt bekommen, aber Pustekuchen. »Ich kann es erklären«, sagte ich. »Das ist so ähnlich wie die Speisekarte im Chinarestaurant, wo man sich sein Essen zusammenstellt. Es gibt eine ganze Checkliste mit Punkten, die darüber entscheiden, ob eine Tat mit dem Tod zu bestrafen ist. Die müssen wir für jeden der beiden Morde einzeln durchgehen, und die Todesstrafe ist nur dann anwendbar, wenn mehrere Punkte zusammenkommen.«

»Ich konnte chinesisches Essen noch nie ausstehen«, warf Mark ein.

Ich stand vor der weißen Wandtafel und nahm einen Filzstift. A, schrieb ich. ABSICHT/VORSATZ. »Ich schätze, die Frage haben wir im Grunde schon dadurch abgehandelt, dass wir ihn des Mordes für schuldig befunden haben.«

B. »Jetzt wird es kniffliger. Auf dieser Liste steht eine ganze Reihe von Punkten, die straferschwerend wären.«

Ich fing an, aus den ungeordneten Notizen vorzulesen, die ich mir während der Belehrung durch den Richter gemacht hatte:

*Der Angeklagte wurde schon einmal wegen Mordes verurteilt.
Der Angeklagte wurde schon wegen zwei oder mehr anderer Straftaten zu einer Haftstrafe von über einem Jahr verurteilt.*

Der Angeklagte wurde wegen zwei oder mehr Straftaten im Zusammenhang mit Drogenhandel verurteilt.

Bei Verübung der Tat nahm der Angeklagte den Tod Unbeteiligter in Kauf.

Der Angeklagte beging die Tat geplant und vorsätzlich.

Das Opfer war wehrlos aufgrund von hohem Alter, Jugend, Krankheit.

Der Angeklagte ging bei der Ausübung der Tat besonders grausam oder skrupellos oder pervers vor, indem er das Opfer quälte oder misshandelte.

Der Mord geschah in der Absicht, einer Verhaftung zu entgehen.

Ted blickte auf die Tafel, während ich alles aufschrieb, woran ich mich erinnern konnte. »Also, wenn wir zusätzlich zu dem Punkt A einen oder mehrere unter B finden, müssen wir ihn dann zum Tode verurteilen?«

»Nein«, sagte ich. »Es gibt nämlich auch noch eine Rubrik C.«
STRAFMILDERNDE FAKTOREN, schrieb ich. »Folgende Punkte wären strafmildernd.«

Die Fähigkeit des Angeklagten, seine Tat als falsch oder gesetzwidrig einzuschätzen, war beeinträchtigt.

Der Angeklagte handelte in einem psychischen Ausnahmezustand.

Der Angeklagte war Mittäter, nicht der eigentliche Täter.

Der Angeklagte war jung, wenn auch nicht jünger als 18.

Der Angeklagte hat keinerlei schwere Vorstrafen.

Der Angeklagte beging die Tat in einem Zustand schwerer psychischer oder emotionaler Störung.

Ein anderer Angeklagter, der eine vergleichbare Tat begangen hat, erhielt nicht die Todesstrafe.

Das Opfer billigte die Tat mit Todesfolge.

Weitere Faktoren in der Vorgeschichte des Angeklagten sind als mildernde Umstände zu betrachten.

Unter die Rubriken schrieb ich in roten Großbuchstaben:
(A+B) – C = STRAFMASS.

Marilyn hob kapitulierend die Hände. »Ich konnte meinem Sohn schon in der sechsten Klasse nicht mehr bei seinen Mathehausaufgaben helfen.«

»Nein, es ist ganz einfach«, sagte ich. »Wir müssen einvernehmlich befinden, dass Bourne beide Opfer absichtlich erschossen hat. Das ist Punkt A. Dann müssen wir sehen, ob einer von den straferschwerenden Punkten in Liste B zutrifft. Zum Beispiel die Wehrlosigkeit des Opfers, weil es noch jung war – was auf Elizabeth ja wohl zutrifft, richtig?«

Einige am Tisch nickten.

»Wenn wir mit A und B fertig sind, ziehen wir solche Faktoren wie die Unterbringung in Pflegefamilien, die psychische Erkrankung und dergleichen in Betracht. Es ist nichts als simple Mathematik. Wenn A+B größer sind als die strafmildernden Faktoren, verurteilen wir ihn zum Tode. Wenn A+B geringer sind als die strafmildernden Faktoren, dann nicht.« Ich umkringelte die Gleichung. »Wir müssen einfach sehen, was am Ende rauskommt.«

So gesehen, hatte es nicht das Geringste mit uns zu tun. Wir mussten lediglich die Variablen einsetzen und die Lösung ausrechnen. So gesehen, war die Aufgabe viel leichter.

13 Uhr 12

»Natürlich hat Bourne das alles geplant«, sagte Jack. »Er hat sich den Job verschafft, um in die Nähe der Kleinen zu kommen. Er hat sich die Familie gezielt ausgesucht und hat dann dafür gesorgt, dass er in dem Haus ein und aus gehen konnte.«

»An dem Tag hatte er schon Feierabend gemacht und war nach

Hause gegangen«, sagte Jim. »Aus welchem anderen Grund hätte er denn noch einmal zurückkommen sollen?«

»Das Werkzeug«, antwortete Maureen. »Er hatte es liegen lassen, und es war das Wertvollste, was er besaß. Was hat der Psychologe noch mal gesagt? Bourne hat sich das Werkzeug aus irgendwelchen fremden Garagen zusammengestohlen, und er fand das auch nicht falsch, weil er es ja brauchte und es bei den anderen Leuten eigentlich bloß Staub ansetzte.«

»Vielleicht hat er das Werkzeug absichtlich liegen lassen«, gab Ted zu bedenken. »Wenn es wirklich so wertvoll für ihn war, dann hätte er es doch wohl mitgenommen, wie sonst auch immer.«

Alle pflichteten ihm bei. »Also, sind wir uns einig, dass Planung und Vorsatz vorliegen?«, fragte Ted. »Ich bitte um Handzeichen.«

Die Hälfte der Hände hob sich, meine eingeschlossen. Die Übrigen folgten zögernd. Als Maureen als Letzte die Hand hob, umkringelte ich den Punkt an der Tafel.

»Das macht zwei aus Liste B«, sagte Ted.

»Eine Zwischenfrage«, sagte Jack. »Wo bleibt eigentlich das Mittagessen? Müsste das nicht längst da sein?«

Dachte er ernsthaft ans Essen, wo wir gerade dabei waren, über Leben oder Tod eines Menschen zu entscheiden?

Marilyn seufzte. »Ich finde, wir sollten über den Umstand sprechen, dass das arme Mädchen keine Unterwäsche trug, als es gefunden wurde.«

»Ich glaube, das dürfen wir gar nicht«, sagte Maureen. »Vor unserer Beratung, ob wir ihn schuldig sprechen sollten, hat der Richter uns doch noch gesagt, dass der sexuelle Missbrauch an Elizabeth nicht mehr verhandelt wird und deshalb bei unserer Entscheidung nicht ins Gewicht fallen darf. Dann sollten wir ihn doch wohl jetzt auch nicht miteinbeziehen.«

»Jetzt ist das was anderes«, sagte Vy. »Wir haben ihn bereits schuldig gesprochen.«

»Der Mann wollte die Kleine vergewaltigen«, sagte Marilyn. »In meinen Augen ist das ein besonders grausames und perverses Verhalten.«

»Aber es gab eigentlich keine Beweise dafür«, sagte Mark.

Marilyn hob eine Augenbraue. »Wie bitte? Das Mädchen hatte keine Unterwäsche an. Siebenjährige laufen normalerweise nicht ohne Schlüpfer herum. Und Bourne hatte den Schlüpfer in seiner Tasche ... wie hätte der sonst da hinkommen sollen?«

»Spielt das denn eine Rolle? Wir sind uns doch einig, dass der Punkt ›Schutzlosigkeit aufgrund jungen Alters‹ auf Elizabeth zutrifft. Mehr brauchen wir gar nicht aus Rubrik B.« Maureen runzelte die Stirn. »Oder hab ich irgendwas falsch verstanden? Ich glaube, ich bin verwirrt.«

Alison, die Frau eines Arztes, die sich die ganze Zeit zurückgehalten hatte, blickte sie an. »Immer wenn ich verwirrt bin, denke ich an den Officer, der als Zeuge ausgesagt hat, er hätte die Kleine schreien gehört, als er die Treppe raufgerannt ist. *Nicht schießen* – hat sie gebettelt. Sie hat um ihr Leben gebettelt.« Alison seufzte. »Das macht die Sache irgendwie wieder ganz einfach, nicht?«

Schweigen trat ein, bis Ted alle um Handzeichen bat, die für die Hinrichtung von Shay Bourne waren.

»Nein«, sagte ich. »Wir sind noch nicht fertig.« Ich deutete auf Spalte C. »Wir müssen noch darüber nachdenken, was sich strafmildernd auswirken könnte.«

»Ich kann im Augenblick nur darüber nachdenken, wo mein Essen bleibt«, sagte Jack.

Wir machten die Abstimmung trotzdem, und sie fiel acht zu vier aus. Ich war bei der Minderheit.

15 Uhr 06

Ich blickte in die Runde. Diesmal waren neun Hände in der Luft. Maureen, Vy und ich hatten als Einzige nicht für die Todesstrafe gestimmt.

»Was hält euch davon ab, diese Entscheidung zu treffen?«, fragte Red.

»Sein Alter«, sagte Vy. »Mein Sohn ist vierundzwanzig«, sagte

sie. »Und ich muss dauernd daran denken, dass er auch nicht immer die besten Entscheidungen trifft. Er ist noch nicht richtig erwachsen.«

Jack wandte sich an mich. »Sie sind im selben Alter wie Bourne. Was machen Sie aus *Ihrem* Leben?«

Ich spürte, wie ich rot anlief. »Ich, ähm, ich werde wahrscheinlich noch weiterstudieren, meinen Master machen. Ich weiß noch nicht genau.«

»Sie haben niemanden umgebracht, oder?«

Jack erhob sich. »Machen wir eine kleine Pause«, schlug er vor, und wir alle ergriffen die Chance, ein paar Minuten für uns zu sein. Ich warf den Filzstift hin und trat ans Fenster. Draußen saßen Gerichtsangestellte auf Bänken und aßen ihren Lunch. Zwischen den knorrigen Fingern der Bäume hingen Wolken. Fernsehübertragungswagen mit Satellitenschüsseln auf dem Dach warteten auf unsere Entscheidung.

Ich setzte mich an den Tisch, neben Jim. Der las in der Bibel, die er offenbar ständig bei sich trug. »Sind Sie religiös?«, fragte er mich.

»Ich war als Kind auf einer katholischen Schule«, erwiderte ich. »Steht in der Bibel nicht so was wie, man soll auch die andere Wange hinhalten?«

Jim spitzte die Lippen und las vor: »*Ärgert dich aber dein rechtes Auge, so reiß es aus und wirf es von dir. Es ist dir besser, dass eins deiner Glieder verderbe und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde. Wenn ein Apfel verfault ist, lässt man nicht die ganze Ernte verderben.*« Er reichte mir die Bibel. »Lesen Sie selbst.«

Ich sah mir das Zitat an und klappte das Buch dann zu. Ich war in Glaubensfragen längst nicht so beschlagen wie Jim, aber irgendwie hatte ich das Gefühl, dass Jesus diese Passage vielleicht zurückgenommen hätte, nachdem er selbst zum Tode verurteilt worden war. Ja, ich hatte das Gefühl, dass Jesus das, was getan werden musste, genauso schwerfallen würde wie mir, wäre er hier bei uns im Geschworenenzimmer.

Ted bat mich, Ja und Nein an die Tafel zu schreiben, und dann fragte er uns nacheinander, während ich unsere Namen in die entsprechende Spalte schrieb.

Jim?

Ja.

Alison?

Ja.

Marilyn?

Ja.

Vy?

Nein.

Ich zögerte, schrieb dann meinen Namen unter den von Vy.

»Sie haben eingewilligt, nötigenfalls für die Todesstrafe zu stimmen«, sagte Mark. »Wir wurden vor unserer Auswahl für die Jury einzeln gefragt, ob wir dazu in der Lage wären.«

»Ich weiß.« Ja, ich hatte eingewilligt, für die Todesstrafe zu stimmen, wenn die Umstände es verlangten. Mir war bloß nicht klar gewesen, dass es so schwer sein würde.

Vy vergrub das Gesicht in den Händen. »Wenn mein Sohn früher mal seinen kleinen Bruder gehauen hat, hab ich ihm keine Ohrfeige gegeben und dann gesagt: ›Nicht schlagen‹. Es wäre mir heuchlerisch vorgekommen. Und es kommt mir auch heute heuchlerisch vor.«

»Vy«, sagte Marilyn leise, »was, wenn *dein* siebenjähriges Kind umgebracht worden wäre?« Sie griff unter den Tisch, wo wir Mitschriften und Beweismittel gestapelt hatten, und holte das gleiche Foto von Elizabeth Nealon hervor, das der Staatsanwalt uns in seinem Schlussplädoyer gezeigt hatte. Sie legte es vor Vy hin, strich über die glänzende Oberfläche.

Nach einem Moment stand Vy schwerfällig auf und nahm mir den Filzstift aus der Hand. Sie wischte ihren Namen in der Nein-Spalte weg und schrieb ihn unter den von Marilyn, zu den zehn anderen Geschworenen, die Ja gestimmt hatten.

»Michael«, sagte Ted.

Ich schluckte.

»Was müssen Sie noch sehen und hören? Wir können Ihnen helfen.« Er griff nach der Kiste mit den Projektilen von der Ballistik, den blutbefleckten Kleidungsstücken, den Obduktionsberichten. Er breitete die Fotos vom Tatort aus. Auf einem davon war das Opfer vor lauter glänzendem Blut kaum zu erkennen. »Michael«, sagte Ted, »ziehen Sie Bilanz.«

Ich schaute zur Tafel, weil ich die sengende Hitze der auf mich gerichteten Blicke nicht ertragen konnte. Neben der Liste mit Namen, meiner dabei auf verlorenem Posten, sah ich die Gleichung, die ich zu Anfang unserer Beratung angeschrieben hatte: $(A+B) - C = \text{STRAFMASS}$.

Ich mochte Mathematik, weil sie so klar war. Es gab immer eine richtige Lösung – und sei es auch nur in der Theorie.

Bei dieser Gleichung jedoch versagte die Mathematik. Denn $A+B$, also die Faktoren, die zum Tod von Kurt und Elizabeth Nealon geführt hatten, würden immer größer als C sein. Niemand konnte Kurt und Elizabeth zurückholen, und das war eine Wahrheit, die sich durch keine noch so rührselige Geschichte tilgen ließ.

In dem Raum zwischen Ja und Nein steckt ein ganzes Leben. Er umfasst den Unterschied zwischen dem Weg, den du gehst, und dem, den du verlässt; er ist die Differenz zwischen dem, der du glaubtest sein zu können, und dem, der du wirklich bist; es ist der Platz für die Lügen, die du dir in Zukunft einreden wirst.

Ich wischte meinen Namen an der Tafel weg. Dann nahm ich den Stift, und indem ich meinen Namen erneut hinschrieb, wurde ich zum zwölften und letzten Geschworenen, der Shay Bourne zum Tode verurteilte.